



## PROTOKOLL ZUGLEICH BESCHLUSSPROTOKOLL

### Ausschuss für Kultur

17. Sitzung am 12. Juli 2023

Historisches Museum der Pfalz Speyer

Öffentlich: 14.15 bis 16.15 Uhr

#### Einzigiger Punkt der Tagesordnung

#### Ergebnis

---

Führung durch das Weltkulturerbe „SchUM-Stätte Speyer“ durch den Verkehrsverein Speyer	S. 2 – 11
Historisches Museum der Pfalz Speyer: Begrüßung durch den Direktor Professor Dr. Alexander Schubert, danach Gedankenaustausch zum Weltkulturerbe „SchUM-Stätte Speyer“ mit Bürgermeisterin Monika Kabs	S. 12 – 18
Rundgang durch das Historische Museum der Pfalz Speyer mit Direktor Professor Dr. Alexander Schubert	S. 19

## **Führung durch das Weltkulturerbe „SchUM-Stätte Speyer“ durch den Verkehrsverein Speyer**

### **Museum SchPIRA**

**Vors. Abg. Michael Wagner** eröffnet die Sitzung und begrüßt die Anwesenden sowie Jutta Hornung vom Verkehrsverein Speyer, die die Führung übernehmen werde.

Es handele sich um eine klassische Führung mit dem Schwerpunkt „SchUM-Stadt Speyer“. Speyer sei mit seinem jüdischen Erbe, ebenso wie Worms und Mainz, Weltkulturerbestätte. Mit dieser Ernennung seien in der Regel aber immer auch Kosten verbunden. Im Rahmen des Haushaltsverfahrens entschieden die Mitglieder des Landtags über die Verteilung der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel. Er erachte es deshalb als wichtig zu sehen, um was es in der Praxis, vor Ort gehe, wofür eventuell Gelder zur Verfügung gestellt würden.

**Jutta Hornung (Verkehrsverein Speyer)** führt aus, bei diesem Museum handele es sich wahrscheinlich um das kleinste jüdische Museum der Welt, bilde nichtsdestotrotz die mittelalterliche jüdische Gemeinde mit ihren drei Säulen ab: Synagoge, Friedhof und Mikwe.

(Fenster, Kapitelle und weitere Architekturelemente, Grabsteine sowie Münzen und Bodenfliesen als Zeugnisse des jüdischen Speyer im Mittelalter)

Die Geschichte des jüdischen Speyer beginne im Rahmen der SchUM-Gemeinden sehr spät. Speyer sei als letzte Gemeinde hinzugekommen. Kurz vor dem Jahr 1084 habe Bischof Rüdiger Huzman einen Brief an die jüdische Gemeinde Mainz geschrieben, dass er Juden einladen wolle, nach Speyer zu kommen, um das Ansehen der Stadt um das Tausendfache zu mehren. So wunderschön diese Formulierung in einem Brief klinge, sei es ihm darum gegangen, potente Geldgeber nach Speyer zu bekommen, um die Stadt zu entwickeln.

Speyer sei damals laut einer Quelle ein „Kuhdorf“ gewesen, sodass, nachdem Bischof Rüdiger Huzman und Kaiser Konrad II. beschlossen hätten, hier die größte Kathedrale der Welt zu bauen, dafür allerdings erst einmal die Voraussetzungen hätten geschaffen werden müssen, um einen kleinen Ort in einen großen zu verwandeln. Deshalb seien Juden eingeladen worden hierherzukommen.

Als es damals in Mainz zu einem Brand gekommen sei, habe man die Juden aus der Stadt ausgewiesen, und die berühmte Familie Kalonymos, bestehend aus Rabbinern, Gelehrten und Kaufleuten, sei mit grob geschätzt 30 Familien nach Speyer gekommen. Der Bischof von Speyer habe die Organisation übernommen und im Jahr 1084 das Judenprivileg ausgestellt, das Vorreiter für andere Judenprivilegien im Land geworden sei, unter anderem in Worms.

Wenngleich keine Belege erhalten geblieben seien, könne davon ausgegangen werden, dass der Bau des Doms durch jüdisches Geld mitfinanziert worden sei und auch die Entwicklung des Dorfes Speyer zu einer Stadt mithilfe finanzieller Unterstützung durch die Juden stattgefunden habe. Nach 101 Jahren salischer Herrschaft sei Speyer in einer anderen Quelle nun als „Metropolis Germania“ bezeichnet

worden. Wenngleich diese Bezeichnung ebenso wie die zuvor genannte Quellenbezeichnung etwas übertrieben sei, zeige sie die Entwicklung von einem kleinen, zu einem großen, zu einem bedeutenden Ort auf. Mit zu verdanken habe Speyer dies seinen jüdischen Mitbürgern gehabt.

Nachdem die Juden in Speyer angekommen seien, habe der Bischof ihnen zuerst außerhalb Land zugewiesen, nach dem ersten Kreuzzug, mit dem die Verfolgungen der jüdischen Bevölkerung begonnen hätten und auch in Speyer ein Pogrom stattgefunden habe, dann „seine Juden“ unmittelbar in der Nähe des Doms angesiedelt, sodass er sie noch besser habe schützen können.

Im Rahmen der SchUM-Gemeinden habe Speyer für ganz kurze Zeit nach dem ersten Kreuzzug eine kleine Vorreiterrolle innegehabt. Mainz sei die bedeutendste SchUM-Stadt gewesen, Worms das „Jerusalem am Rhein“, Speyer hingegen habe in diesem Reigen immer nur eine kleine Rolle eingenommen. Nun jedoch habe Speyer im Blickpunkt gestanden.

Nach dem ersten Kreuzzug sei in Regensburg ein Reichstag einberufen worden, auf dem, da die jüdischen Gemeinden in Worms und Mainz ausgelöscht worden seien, der Bischof in Speyer „seine Juden“ aber beschützt habe, Rabbiner aus Speyer als Sprecher der jüdischen Gemeinden mit dem Kaiser verhandelt hätten, dass die Zwangstaufen zurückgenommen und, falls sie gefunden würden, die Mörder von Juden bestraft würden. Wenngleich es keine Quellen gebe, die darüber Auskunft geben könnten, wie viele gefunden und bestraft worden seien, so habe es immerhin diese Festlegung gegeben.

Die SchUM-Städte Speyer, Worms und Mainz seien untereinander sehr verwoben gewesen, nicht nur in religiöser und theologischer, sondern auch in kultureller und familiärer Hinsicht. Dabei habe dieses Netzwerk bis nach Nordfrankreich gereicht und sei Vorreiter im jüdischen Denken gewesen.

(Architekturelemente wie Fenster, Kapitelle und Säulen)

Zu den hier zu sehenden Architekturelementen sei zu sagen, bei den ausgestellten Fenstern handele es sich um die Originalfenster aus dem Jahr 1104, die in der Synagoge eingebaut gewesen seien. Die Brandspuren stammten wahrscheinlich von dem Brand aus dem Jahr 1689 im Rahmen des Pfälzischen Erbfolgekriegs; einige deuteten sie als Brandspuren des Brandes aus dem Jahr 1110, wobei sie sich nicht vorstellen könne, dass ein Dombaumeister Steine verwende, die Brandspuren aufwiesen, ohne sie vorher gesäubert zu haben.

Weitere Originalteile, die gefunden und ins Museum gebracht worden seien, seien beispielsweise eine Säule zum Toraschrein und ein Schlussstein für die Bima.

In diesem Museum seien insgesamt 25 Objekte zu sehen, was nicht allzu viele seien, obwohl die jüdische Gemeinde von 1084 bis Anfang des 16. Jahrhunderts, also gut 400 Jahre, eine blühende und lebendige Gemeinde gewesen sei. Die Verfolgung der Juden im Mittelalter in Speyer sei sehr gründlich durchgeführt worden, sodass nur diese wenigen Objekte übrig geblieben seien.

Bedauerlicherweise seien in den Geschichtsbüchern zwar die Verfolgungen gut dokumentiert, nicht jedoch das Zusammenleben, die Interaktion und das gegenseitige Befruchten in beispielsweise kultureller Hinsicht durch die engen Bindungen der Gemeinden.

(Foto des jüdischen Friedhofs in Worms)

Der Friedhof habe, wie schon ausgeführt, die zweite Säule einer jüdischen Gemeinde gebildet. Der jüdische Friedhof in Worms sei über die Zeit des Nationalsozialismus hinaus erhalten geblieben, was wohl dem Einsatz eines sehr forschenden Stadtarchivars zu verdanken gewesen sei. In Speyer habe es drei Friedhöfe gegeben, die jedoch alle schon im Mittelalter zerstört worden seien.

Im Museum lägen noch 50 Grabsteine, teilweise sehr stark fragmentiert – quasi alles, was von 400 Jahren jüdischer Geschichte übrig geblieben sei. Dass selbst diese Fragmente erhalten geblieben seien, sei teilweise glücklichen Umständen geschuldet. Ein Grabsteinfragment beispielsweise sei in der Salzturmbrücke eingemauert gewesen. Als die Juden im 16. Jahrhundert die Stadt verlassen hätten, seien deren Grabsteine mit verbaut worden, da es sich um guten Sandstein gehandelt habe. In diesem Fall sei bei Bauarbeiten offenkundig geworden, dass dieses Sandsteinfragment Schriftzeichen aufgewiesen habe, und das Museum informiert worden. Dadurch habe dieser Stein gerettet werden können. Ein weiterer Stein sei in einem Haus in Speyer als Teil einer Wendeltreppe verbaut gewesen. Auch die Bedeutung dieses Steins sei erkannt worden, sodass auch dieser habe bewahrt werden können.

Aufgrund dieser Zerstörungen und der nur fragmentierten Überreste von Grabsteinen sei es hier in Speyer nicht möglich gewesen, diese Friedhofskultur wie in Worms, bei der man quasi durch die Jahrhunderte laufen könne, zu erhalten.

Der berühmteste Grabstein sei der Grabstein der Frau Blume. Auf dem Grabstein sei eine Blume abgebildet. Die Frau, für die dieser Grabstein aufgestellt worden sei, müsse sehr bedeutend gewesen sein, weil er ein solches Ornament aufweise. Sie habe zu den Juden gehört, die nach dem Pestpogrom nach Speyer zurückgekommen seien. Sie werde in einem Dokument, das im Stadtarchiv lagere, als Haushaltsvorstand genannt. Auch das spreche für ihre Bedeutung.

Bei den Grabinschriften seien oft kleinere Fehler zu finden. Das hänge damit zusammen, dass diese Grabsteine von christlichen Steinmetzen gemeißelt worden seien, die höchstwahrscheinlich nach einer Vorlage gearbeitet hätten, diese jedoch nicht immer hundertprozentig umgesetzt hätten, wenn beispielsweise ein Strich nicht ganz durchgängig oder eben durchgängig gemeißelt worden sei.

(Modell der Mikwe in einer Glasvitrine)

Die Mikwe in Speyer sei die am besten erhaltene und größte, die es gebe. Zu sehen seien hier Originalteile aus der Mikwe. Ein solches Modell, wie in der Vitrine zu sehen, stehe auch im jüdischen Museum in Berlin, in dem es einen Raum für die SchUM-Gemeinden gebe. In diesem sei eine große Knoblauchknolle mit drei Zehen abgebildet; denn SchUM bedeute Knoblauch. Deshalb gebe es auf mittelalterlichen Bildern, gerade in Worms, Darstellungen von Juden, die eine Knoblauchknolle in der

Hand hielten. Für jeden sei damit offensichtlich gewesen, es handele sich um einen Juden aus einer der SchUM-Gemeinden.

Aus diesem Wort SchUM leite sich das deutsche Wort für schummeln ab, da das Wort ursprünglich „Handel treiben“ bedeutet habe. Als die Juden in die unteren sozialen Schichten verdrängt worden seien, habe sich die Bedeutung dieses Worts gewandelt.

(Im Fußboden eingelassen ein Stadtplan des mittelalterlichen Speyer)

Die Juden seien zuerst in Alt-Speyer angesiedelt gewesen, weit entfernt von den christlichen Nachbarn. Der Bischof habe um diese Ansiedlung eine kleine Stadtmauer bauen lassen, weil er „seine Juden“ habe schützen wollen. Nach dem ersten Kreuzzug mit dem damit verbundenen Pogrom habe er die Juden umsiedeln lassen in die Nähe des Bischofspalastes.

Zwar sei auf diesem Plan gekennzeichnet, wo die Juden gewohnt hätten, jedoch nicht verteilt auf die Häuser, weil nicht habe rekonstruiert werden können, in welchem Haus jeweils Juden gewohnt hätten. Ganz eindeutig könne dies nur gesagt werden, wenn beispielsweise eine kleine Scherbe mit der Aufschrift Pessach gefunden worden sei. Aufgrund der religiösen Gesetze – am Schabbat dürften nur 1.000 Schritte gegangen werden – werde angenommen, dass Juden damals um die Synagoge herum gelebt hätten.

(Anhäufung von Münzen in einer Glasvitrine)

Bei diesen Münzen handele es sich um den sogenannten Lingenfelder Fund oder Lingenfelder Silberschatz. Zu sehen sei hier auch der Speyerer Pfennig. Der Silberschatz habe ursprünglich aus 20 Goldbechern und ganz vielen Münzen sowie diversen Schmuckstücken bestanden. Die hier zu sehenden Münzen bildeten nur einen ganz kleinen Teil ab. Zudem enthalte er auch Münzen aus dem Osten, dem Süden und dem Westen, wodurch belegt sei, wie weit die Handelsbeziehungen der Juden gereicht hätten.

Gefunden worden sei dieser in den 70er-Jahren, als ein Bauer sein Feld gefügt gehabt habe und auf einen Tontopf gestoßen sei, der auseinandergebrochen sei. Dabei seien die enthaltenen Gegenstände herausgefallen. Leider habe dieser Landwirt nicht dem Museum Bescheid gesagt, sondern überlegt, wie er die Fundstücke gut verkaufen könne. Das Museum habe davon erfahren und diese Stücke ganz umständlich zurückgekauft. Die Fundstelle sei leider zerstört worden, somit auch die Möglichkeit, größere Rückschlüsse ziehen zu können.

Wahrscheinlich habe ein Jude aufgrund des Pestpogroms 1349, das in Speyer verübt worden sei, seine Wertsachen zusammengepackt, sich schnell außerhalb des Regierungsbereichs Speyer begeben, diesen Tontopf vergraben und ihn aus irgendeinem Grund nicht wieder zurückholen können.

Zu sehen seien hier nicht die Originalfundstücke, diese lägen im Historischen Museum der Pfalz.

### **Außenbereich: Mikwe und Synagoge**

Die Synagoge sei im Jahr 1104 eingeweiht worden, erbaut von der Dombauhütte. Dabei habe es sich um die zweite gehandelt, nachdem die erste Synagoge in Alt-Speyer während des ersten Kreuzzugs niedergebrannt sei. Der Bischof habe danach die Dombauhütte beauftragt, nur einen Steinwurf vom Dom entfernt eine zweite Synagoge zu errichten. Erbaut worden sei sie mit denselben Steinen wie der Dom und derselben Bauzier, wie beispielsweise das kleine Rundfenster, das Orientierungsfenster, nach Osten ausgerichtet, wie es auch im Dom zu finden sei. Der Baustil sei reine Romanik gewesen.

Der Neubau dieser Synagoge sei damals sehr groß ausgefallen, warum, sei nicht bekannt; die jüdische Gemeinde in Speyer sei damals im Gegensatz zu Worms und Mainz nicht so groß gewesen. Vielleicht habe es damit zusammengehungen, dass die Salier insgesamt etwas größer gebaut hätten, wie beispielsweise der Speyerer Dom. Somit hätten mit dem Bau dieser recht großen Synagoge vielleicht auch die Juden von Speyer hervorgehoben werden sollen.

Normalerweise gelte, wenn man die Größe einer jüdischen Gemeinde abschätzen wolle, sich die Jeschiwa, die Gelehrtschule, anzusehen, in der der Talmud und die Tora gelehrt worden seien. Diese falle in Worms relativ groß aus, während sie in Speyer sehr viel kleiner gebaut worden sei.

Die Synagoge sei Teil des Antrags auf Aufnahme in das Weltkulturerbe gewesen. Die Architektur sei weitergetragen worden. Beispielsweise seien Dokumente aus Regensburg bekannt, dass ein Rabbiner, nachdem er in Speyer gewesen sei, diese dort bekannt gemacht habe; denn die Synagoge in Regensburg sehe genauso aus wie die Speyerer Synagoge. Von Speyer aus habe sich diese Architektur dann über fast ganz Europa ausgebreitet.

Die Synagoge sei „geostet“ gewesen, genau wie der Dom, also Richtung Osten, Richtung Jerusalem gebaut. An der Ostwand habe sich der Toraschrein befunden, erkennbar an dem rundgemauerten Stück, das noch angedeutet erkennbar sei. Zwei Stufen hätten dann zur Tora hoch geführt. Außen rum hätten die Bänkchen, entsprechend verkleidet, gestanden, auf denen die Männer gesessen hätten. In der Mitte habe die Bima gestanden. Der Bereich für die Frauen sei wahrscheinlich im hinteren Teil der Synagoge gewesen, da eine Empore nicht gefunden worden sei.

Sechs Jahre nach ihrer Einweihung sei es zu einem Brand gekommen, der habe gelöscht werden können. Danach sei sie um 2 m erweitert worden. Besonders hervorzuheben sei der Frauenbeträum. Die SchUM-Gemeinden seien für die heutigen Rabbinerinnen die Wurzel ihrer theologischen Ausrichtung; denn in diesen hätten Frauen einen sehr bedeutenden Platz eingenommen. In Worms sei sogar namentlich belegt, dass Frauen die Tora gelehrt hätten. Da die SchUM-Gemeinden so sehr miteinander verquickt gewesen seien, könne davon ausgegangen werden, dass die Frauen in Speyer dieselbe Stellung gehabt hätten. In Worms habe es schon einen Frauenbeträum gegeben, was den jüdischen Frauen in Speyer gut gefallen habe. Somit sei auch in der hiesigen Synagoge ein solcher Betraum um das Jahr 1250 herum gebaut worden.

Die Frauen hätten komplett getrennt für sich gegessen. Es habe sechs Hörschlitze gegeben, zwei seien noch zu sehen, sodass der Gottesdienst ungefähr habe aufeinander abgestimmt werden können.

In jüdischen Kreisen werde heftig diskutiert, ob es sich dabei um eine Verbesserung oder eine Verschlechterung der Stellung der jüdischen Frau gehandelt habe; denn einerseits könne argumentiert werden, sie seien damit ganz aus der Synagoge herausgehalten worden, andererseits aber auch gesagt werden, dadurch hätten sie ihren eigenen Gottesdienst abhalten und unter sich sein können.

Der Frauenbeträum sei in gotischer Architektur erbaut worden, wie es damals modern gewesen sei. Es habe sich um einen Prachtbau gehandelt, das könne anhand der Inneneinrichtung gesagt werden, beispielsweise anhand der Fliesen, die entdeckt worden seien.

Nachdem der Bereich für die Männer in der romanischen und somit in einer altmodischen Bauweise errichtet worden sei, sei die romanische Synagoge umgewandelt, in gotischer Bauweise geändert und somit angepasst worden. Das zeigten die gotischen Spitzfenster und das gotische Maßwerk, das Dach sei spitzer gestaltet worden.

Sowohl die Synagoge als auch der Frauenbeträum seien bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in Nutzung gewesen. Danach habe Speyer eine Zäsur gemacht, im Gegensatz zu Worms und Mainz: keine Juden mehr in Speyer.

Danach habe dann die Stadt das Gebäude übernommen und als Zeughaus genutzt, es funktional umgebaut, das heiße, allen Zierrat herausgenommen. Um die Kanonen in dieses Zeughaus fahren zu können, sei ein großer Durchbruch gemacht worden. Die schönen Fliesen seien ausgetauscht und die Spitzfenster wieder zugemauert worden, um es gemäß seiner Bestimmung nutzen zu können.

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg sei das Gebäude komplett zerstört worden. Als die Bevölkerung wieder zurückgekommen sei, sei dieses Gebäude privat genutzt worden. Das sei Glück gewesen, weil die noch bestehenden Mauern Teil des Wohnhauses geworden seien. Sie seien verputzt worden und hätten somit die Zeit gut überdauern können.

In den 90er-Jahren habe die Stadt diese Privathäuser zurückgekauft und die Teile, die nicht zur Synagoge gehört hätten, abgerissen. Danach hätten Grabungen bis zur Römerzeit stattgefunden, wie dies in Speyer üblich sei, dabei seien die noch verbliebenen Reste der Synagoge freigelegt worden, so, wie sie sich heute dem Betrachter präsentierten.

Für Speyer könne gesagt werden, nirgendwo auf der Welt gebe es so viel Bausubstanz aus dem 12. Jahrhundert wie hier in dieser Stadt. Selbstverständlich gebe es ältere Synagogen in Deutschland, wie auch in Mainz und Worms, aber diese Bausubstanz, die hier sichtbar sei, stamme komplett aus dem Jahr 1104, was schon sehr besonders sei.

Im Rahmen der 2.000 Jahr-Feier von Speyer sei dieses Ensemble touristisch erschlossen worden mit regelmäßigen Öffnungszeiten; das jüdische Museum sei hinzugekommen.

Dieses jüdische Erbe werde touristisch sehr gut angenommen. Bei jeder Stadtführung werde es angesteuert, was sehr wichtig sei; denn es handele sich um wichtige Gebäude mit einem vielfältigen kulturellen und geschichtlichen Hintergrund und einer entsprechenden Wirksamkeit, die sich jemand, der für sich alleine diese Gebäude besuche, nicht erschließen könne, außer er sei mit dem geschichtlichen Hintergrund vertraut. Selbst wenn diese Stadtführung nur einen Aufenthalt von zehn oder 15 Minuten beinhalte, sei die jeweilige Erklärung doch sehr wichtig zum Verständnis.

In touristischer Hinsicht sei es ein weiterer Pluspunkt, dass Speyer SchUM-Stadt geworden sei; denn die Touristen könnten jetzt ein Weltkulturerbe besuchen, was für viele leichter sei als zu sagen, sie besuchten eine Mikwe, einen Judenhof oder allgemein eine jüdische Stätte. Der Titel „Weltkulturerbe“ stelle noch einmal einen stärkeren touristischen Magnet und vor allem einen niedrighschwelligigen dar, wenngleich es auch weiterhin der entsprechenden Erklärung zu diesem Erbe für das volle Verständnis bedürfe. Dazu solle auch ein umfassendes Informationsangebot in Form eines Informationszentrums aufgebaut werden.

Eine entsprechende Nachfrage von **Vors. Abg. Michael Wagner**, ob die Nachfrage seit der Verleihung des Titels „Weltkulturerbe“ größer geworden sei, bestätigt **Jutta Hornung**, jedoch nicht in der Größenordnung, die befürchtet worden sei. Schließlich sei es auch notwendig, entsprechende Touristenströme händeln zu können. Die Notwendigkeit zeige beispielsweise der Eingangsbereich der Mikwe, von dem nur eine schmale Treppe abwärts führe zum Tauchbecken.

Vor diesem Eingangsbereich stehend seien noch einmal sehr schön die verschiedenen architektonischen Stile der Synagoge zu sehen. Die romanische Synagoge mit dem rund gemauerten Toraschrein, eine vorgemauerte Nische, sowie links davon der Frauenbetraum mit gotischen Elementen.

Dieser Platz rund um die Synagoge bis hin zum Eingang zur Mikwe präsentiere sich in der heutigen Zeit sehr beschaulich, im Mittelalter müsse er sich jedoch ganz anders vorgestellt werden; denn die Synagoge sei nicht nur für den Schabatt, sondern auch Versammlungsraum gewesen. Darüber hinaus sei die Mikwe sehr oft besucht worden.

### **Eingangsbereich zur Mikwe**

Die Mikwe in Speyer stelle etwas ganz Besonderes dar. In dieser Größe gebe sie es nur in dieser Stadt. Ab dem Torbogen abwärts sei alles im Original erhalten. Die Mikwe an sich sei nie zerstört worden, nur der Oberbau im Pfälzischen Erbfolgekrieg, der immer wieder unterschiedlich aufgebaut worden sei. Es sei auch immer bekannt gewesen, dass es sich hier um eine jüdische Stätte gehandelt habe, auch als sie für den Bischof als Brunnen gedient habe.

Das Wissen um diese Stätte sei nie verloren gegangen. Sowohl Synagoge als auch Mikwe seien nach dem Krieg Besuchsstätten gewesen. Es habe immer wieder engagierte Geschichts- und Religionslehrer gegeben, die ihre Schülerinnen und Schüler hierhergeführt hätten, um diese Stätte als jüdische Stätte zu besichtigen. In den 1990er-Jahren sei dieser Ort dann touristisch erschlossen worden.



### Abgang zur Mikwe

Am Torbogen seien die Baumeister zu erkennen. Die kleinen Rauten würden das lombardische Muster genannt. Der Dom von Speyer habe viele italienische Baumeister gehabt, was sich hier in der Mikwe widerspiegele.

(Sie weist auf einen Bereich des Treppenabgangs)

An dieser Stelle habe sich vermutlich eine Tür und dahinter an der Wand eine Tafel befunden, die als einzige zerstört worden sei, auf der die Baderegeln oder auch die Geldgeber für den Bau der Mikwe niedergeschrieben gewesen seien. Das sei wichtig für durchreisende Juden gewesen, damit sie wüssten, an wen sich hätten wenden können. Weiter abwärts hätten sich die Wartebänkchen befunden. Dann habe sich eine weitere Tür angeschlossen. Die Besucher seien dann aufgerufen worden.

Die Stufen seien unterschiedlich gestaltet, in dieser Art und Weise auch in Jerusalem in einer Mikwe am Tempel zu finden, schon von Josefus in seiner Trilogie beschrieben: Hintergrund für diese Bauweise sei, dass, wenn jemand die Treppe hinuntergehe, dies nicht einfach nur achtlos, sondern vielmehr sehr bewusst machen, sich also vergegenwärtigen solle, wo er sich gerade befinde, auf seine Schritte achten und sich somit quasi mental auf diesen spirituellen Akt vorbereiten solle.

Auch die mittelalterliche Zahlenmythologie sei eingeflossen. Es handele sich um zwölf Stufen für die zwölf Stämme Israels. Weiter unten seien es sieben Stufen für die sieben Tage der Schöpfung.

(Der Bereich vor der dem Wasserbecken, von oben draufschauend)

Der architektonische Stil sei Romanik. Ein genaues Datum, wann die Mikwe gebaut worden sei, gebe es nicht. Das erste Datum der Nennung sei das Jahr 1128. Was bekannt sei, sei, dass sie vor der Synagoge erbaut worden sei, da in der Regel immer zuerst die Mikwe und dann die Synagoge gebaut werde, also irgendwann vor dem Jahr 1104. Gebaut worden sei sie von der Dombauhütte. Für die damalige Zeit sei das eine technische Meisterleistung gewesen, da 10 m tief in die Erde habe gegraben werden müssen, um auf Grundwasser zu stoßen. Dann habe der Vorraum sowie der Auf- oder Abgang gestaltet werden müssen.

Die Mikwe in Worms sehe genauso aus wie diese, nur viel kleiner, was dem damaligen Baustil geschuldet sei; denn es gebe weder einen spezifischen Synagogen- noch einen spezifischen Mikwebaustil. Der Baustil habe sich immer dem Zeitgeist und der Zeit angepasst.

Auffallend sei, dass in dieser Zeit die großen Gemeindemikwen entlang des Rheins gebaut worden seien. Angefangen in Basel über Straßburg, Offenburg, Speyer, Worms bis nach Mainz. Bei diesen Städten habe es sich um die ehemaligen Römerstädte gehandelt, die Bischofsstädte geworden und in denen Juden angesiedelt worden seien. Das zeige die Bedeutung dieser jüdischen Gemeinden zur damaligen Zeit. Die Herrschenden seien „ihren Juden“ sehr gesonnen gewesen. Die jüdischen Gemeinden hätten damals ein großes Selbstbewusstsein gehabt, was sich in der Größe des Baus der Gemeindemikwen in diesen Städten widerspiegelt habe.

Als die Juden dann später zu „Judenknechten“ geworden seien, habe sich das sehr geändert, die Mikwen seien nicht mehr in dieser Größe alleinstehend gebaut, stattdessen in Kellern großer Privathäuser von reichen Kaufleuten errichtet worden. Die Juden hätten sich mehr ins Private zurückgezogen und seien in der Öffentlichkeit nicht mehr so präsent gewesen.

Voraussetzung, um eine Mikwe zu bauen, sei lebendiges, fließendes Wasser. Zwar liege Speyer am Rhein, sodass fließendes Wasser vorhanden gewesen wäre, jedoch wäre ein solches Ritual direkt am Rhein für die Christen der damaligen Zeit anstößig und nur schwer nachvollziehbar gewesen. Zum einen hätten sich die Menschen damals nicht so oft komplett gewaschen und dann auch noch ohne Kleidung und komplett in ein Wasserbecken eintauchend. Somit sei entlang des Rheins nach Grundwasser gegraben worden, und die Mikwen seien in allen Städten entlang des Rheins über Grundwasser errichtet worden. Wenngleich es lebendig sei, liege die Temperatur aber permanent nur bei 9 °C.

Männer hätten in die Mikwe gehen dürfen, jedoch nicht müssen, je nach religiösem Empfinden, die meisten seien vor Jom Kippur gekommen, andere vielleicht vor jedem Schabbat; Frauen hingegen hätten in die Mikwe gehen müssen, und zwar vor der Hochzeit, nach der Geburt und nach der Menstruation.

Auch Geschirr habe in einer Mikwe wieder kosher gemacht werden können, beispielsweise wenn Fleischiges und Milchiges zusammen auf einem Teller gelegen habe.

Es habe in der Mikwe Tage für Männer und Tage für Frauen gegeben. Um eine Mikwe besuchen zu dürfen, habe jeder ganz, ganz sauber sein müssen. Die Fingernägel seien geschnitten, die Zähne geputzt und die Haare gekämmt worden. Da es zur damaligen Zeit keine Badezimmer gegeben habe, werde angenommen, dass in einer Bäckerei – eine solche sei bei archäologischen Ausgrabungen als Überbau gefunden worden – ein Warmbad gestanden habe und sich jeder darin habe komplett waschen können.

Anschließend sei es hinunter in die Mikwe gegangen, und wenn man aufgerufen worden sei, habe die Möglichkeit bestanden, sich in einem kleinen Raum links der Treppe zu entkleiden. Anschließend sei geprüft worden, ob jeder und jede auch wirklich sauber gewesen sei, ein Mann bei den Männern und eine Frau bei den Frauen. Über eine weiter abwärts führende Treppe, deren Stufen bis in das Becken hineingingen, sei es dann hinunter zum Wasserbecken gegangen, in das sich jeder je nach Größe so weit hineingestellt habe, bis die Schultern bedeckt gewesen seien. Dann sei man einmal untergetaucht, habe einen Segensspruch gesprochen und sei dann noch zweimal untergetaucht. Anschließend sei jeder wieder kosher gewesen. Danach habe sich jeder wieder seine Kleidung angezogen und die Mikwe genauso bewusst verlassen, wie man sie betreten habe.

Die Mikwe in Speyer sei nicht mehr in Nutzung, jedoch könne es bei touristischen Führungen durchaus vorkommen, dass der eine oder andere Tourist in das Wasser steige. Ein Jude solle regelmäßig hierherkommen, wobei er sich jeweils vorher im Verkehrsverein anmelde. Es gebe jedoch keinen Rabbiner, der ihn wieder kosher sprechen könne. Sie wisse jedoch von keinem Juden, der freiwillig in dieses Wasser steige. In Speyer habe es seit dem Zweiten Weltkrieg eine Hochzeit gegeben, die im

Judenhof stattgefunden habe. Der Vater sei Rabbiner gewesen, und die Tochter sei am Vorabend der Hochzeit in dieses Wasser gestiegen und habe ihr rituelles Bad genommen.

In Speyer gebe es immer wieder entsprechende Tagungen, zu denen viele orthodoxe Juden kämen. Einige nutzten die Gelegenheit und gingen in die Mikwe, jedoch seien das meist auch nur zwei oder drei; denn es reiche nicht aus, beispielsweise nur mit den Füßen in das Wasser zu gehen, vielmehr dürfe kein Haar trocken bleiben. Deswegen sei auch immer jemand mit dabei, um das zu kontrollieren.

Die Stadt Speyer begrüße es sehr, dass dieses Erbe bis heute erhalten geblieben sei. Selbst während der Zeit des Nationalsozialismus sei keine Hand an dieses Ensemble gelegt worden, was zweifellos damit zusammengehangen habe, dass es sich schon so lange in städtischer Hand befunden habe, dass zu der Zeit keine Notwendigkeit gesehen worden sei, es zu zerstören.

Genutzt worden sei die Mikwe seit dem 16. Jahrhundert als Brunnen, auch zur Bewässerung des bischöflichen Gemüsegartens, weil davon habe ausgegangen werden können, dass es sich um sauberes Wasser gehandelt habe. In einer mittelalterlichen Stadt sei es nicht selbstverständlich gewesen, dass ein Brunnen sauberes Wasser beinhalte. Der Überbau sei als Lagerhalle genutzt worden, woher auch die Löcher in der Wand resultierten. Es seien einfach Böden eingezogen worden, weil hier das ganze Jahr über gleiche klimatische Bedingungen geherrscht hätten.

Das, was sie bezüglich der Synagoge geäußert habe, gelte auch hier. Diese Stätte einfach nur zu besichtigen ohne Erklärung, reiche nicht aus. Um die Bedeutung zu erfassen, bedürfe es einfach einer Erläuterung. Der Besuch dieser Mikwe sei aus vielerlei Gründen möglich. Im Rahmen einer Projektwoche einer Schule sei eine Schulklasse zu Besuch gewesen, die das Thema „Wasser“ behandelt habe. Vor allem aber sei dieser Ort für die Religionsverständigung sehr wichtig, weil an dieser Stätte sehr viel vermittelt werden könne. Beispielsweise stelle die Mikwe für einen Juden das dar, was der Beichtstuhl für die Katholiken darstelle. Jeder Katholik wisse um die Vorgänge im Beichtstuhl, rede aber nicht darüber, Gleiches gelte für die Mikwe.

**Vors. Abg. Michael Wagner** bedankt sich für die kenntnisreiche Führung im Namen des Ausschusses. Wenn das Thema des Umgangs mit den SchUM-Stätten im Plenum behandelt werde, könne in finanzieller Hinsicht vielleicht etwas getan werden. Er erachte es immer als wichtig, gerade vor diesem Hintergrund einmal persönlich diese Orte besucht zu haben.

(s. dazu auch Artikel in der RHEINPFALZ, Speyerer Rundschau Nr. 166 vom Donnerstag, 20. Juli 2023 – Seite 16 in der Rubrik „Kultur Regional“)

**Historisches Museum der Pfalz Speyer: Begrüßung durch den Direktor Professor Dr. Alexander Schubert, danach Gedankenaustausch zum Weltkulturerbe „SchUM-Stätte Speyer“ mit Bürgermeisterin Monika Kabs**

**Prof. Dr. Alexander Schubert (Direktor des Historischen Museums der Pfalz Speyer)** begrüßt die Mitglieder des Kulturausschusses. Leiter des Historischen Museums sei er seit fast zehn Jahren. Schon seine Vorgänger hätten das Museum in vielfältiger Weise profiliert. Zum einen durch die großen kulturgeschichtlichen Sonderausstellungen, beispielsweise zu Richard Löwenherz oder den Habsburgern im Mittelalter sowie den Mayas oder der Titanic, zum zweiten durch die Regional- und Landesgeschichte, die vor allem im Rahmen der ständigen Sammlungen präsentiert werde.

Durch den Sanierungsstau, der das Museum schon weit über zehn Jahre begleite, sei es leider derzeit nicht möglich, die ständigen Sammlungen umfänglich zu präsentieren. Das bedeute, dass im Prinzip eine Generation von Schülern nicht mehr die Gelegenheit gehabt habe, beispielsweise den Goldenen Hut von Schifferstadt oder die Fotografie mit dem Zug auf das Hambacher Schloss und weitere Objekte zu sehen, die für die Landesidentität stünden.

Die dritte Säule stelle das Junge Museum dar, das seit fast 25 Jahren Familien- und Mitmachausstellungen präsentiere. Damit befinde sich das Museum bundesweit in der obersten Liga, weil diese Ausstellungen mit der gleichen Seriosität und Opulenz in Bezug auf die Quadratmeter und die Inszenierungen konzipiert würden wie die kulturgeschichtlichen Ausstellungen.

Diese drei Säulen führten dazu, dass das Historische Museum pro Jahr zwischen 180.000 und 250.000 Besucher verzeichnen könne. Gemessen an der Größe der Stadt Speyer sei dies schon als exzeptionell zu bezeichnen.

Darin liege jedoch die Herausforderung, daran zu arbeiten, dass diese Strahlkraft erhalten bleibe. Schon bei seinem Amtsantritt habe es geheißen, das Museum spiele in der ersten Liga der deutschen Geschichtsmuseen. Das sei in den letzten Jahren so geblieben.

Die Pandemie habe das Museum, wie jede Institution und den ganzen Kulturbereich, ein Stück weit zurückgeworfen.

Trotz des Sanierungsstaus versuche das Museum, seine Außenwirkung, die Anziehungskraft durch große Ausstellungen beizubehalten und immer wieder spannende Themen anzubieten. Aktuell werde eine Ausstellung zu König Ludwig I. vorbereitet, die im Herbst eröffnet werden solle, ebenso wie eine Ausstellung zu „50 Jahre Playmobil“.

Selbstverständlich werde versucht, die Probleme, mit denen das Museum zu kämpfen habe, für den Besucher nicht offensichtlich werden zu lassen. Der Erweiterungsbau, der Anfang der 90er-Jahre eröffnet worden sei, sei mittlerweile ein kompletter Sanierungsfall. Immer wieder komme es zu Nässeintritten, die über viele Jahre nicht bemerkt worden seien, bis das Wasser seinen Weg in die Ausstellungsräume gefunden habe. Vor zwei Jahren sei es kurz vor Weihnachten zu einem sturzflutartigen Wassereintritt im Sicherungsraum und somit in die Sicherungskästen gekommen. Inzwischen sei der

ganze Bau mit Schimmelpilzen so kontaminiert, dass permanent Lüftungsgeräte laufen müssten, um ihn überhaupt für die Beschäftigten betretbar zu halten.

Um die Sanierung in Angriff nehmen zu können, seien jedoch viele bürokratische Hürden zu überwinden. Das hänge damit zusammen, dass das Historische Museum kein Landesmuseum sei, sondern, ursprünglich vom Historischen Verein getragen, eine Stiftung des öffentlichen Rechts mit den Hauptstiftern Bezirksverband Pfalz, der Stadt Speyer, dem Land Rheinland-Pfalz, den beiden Kirchen sowie dem Historischen Verein. Das bedeute, es gebe keine eingespielten Wege für die Finanzierung einer solchen Sanierung. Das habe das Angehen der Sanierung in letzten Jahren sehr kompliziert gemacht.

Er sehe das Museum aktuell jedoch auf einem guten Weg, ein Architektenwettbewerb befinde sich in der Vorbereitung. Ein angedachter Erweiterungsbau sei zwar immer weiter in die Zukunft geschoben worden, jetzt jedoch sei er guter Hoffnung, dass dieser bald angegangen werde.

**Abg. Dr. Herbert Drumm** erkundigt sich nach den Gründen für die nicht angegangene Sanierung.

**Prof. Dr. Alexander Schubert** entgegnet, das Phänomen der nicht zur Verfügung stehenden Handwerker sei erst in den letzten zwei bis drei Jahren aufgetreten und bei der Sanierung des Glasdaches im Innenhof ein Thema. Bei dem Erweiterungsbau sei es der Verfahrensweg, weil aufgrund des Umstands, dass das Historische Museum eine Stiftung sei, unter Einbeziehung aller Beteiligten im operativen, im politischen und im Bereich der Prüfungsinstanz, Rechnungshof, ADD, LBB, dieser Weg erst gefunden werden müsse.

**Vors. Abg. Michael Wagner** bedankt sich für diese einleitenden Worte, weitere Details würden nachher bei dem Rundgang durch das Museum gegeben.

Er wolle jetzt Bürgermeisterin Monika Kabs das Wort erteilen. Mit der Auszeichnung „Weltkulturerbe SchUM-Stätte“ sei nicht nur ein Titel vergeben worden, mit diesem Titel seien auch verschiedene Anforderungen und Auflagen verbunden. Die Stadt Speyer befinde sich in Planungen, wie diese umgesetzt werden könnten. Mit dem Dom gebe es nun zwei Weltkulturerbestätten und somit auch entsprechende Herausforderungen.

**Monika Kabs (Bürgermeisterin der Stadt Speyer)** heißt ihrerseits die Ausschussmitglieder herzlich willkommen. Grüße seien von der Oberbürgermeisterin auszurichten, die aus terminlichen Gründen zwar nicht vor Ort sein könne, jedoch ebenfalls mit dem Thema „SchUM-Stätte“ befasst sei.

Mit der Verleihung des Unesco-Welterbetitels habe die Arbeit erst begonnen. Da Speyer, wie Herr Wagner ausgeführt habe, über zwei Weltkulturerbestätten verfüge, werde nun versucht, ein gemeinsames Besucherzentrum für beide Stätten zu schaffen. Was zunächst relativ einfach klinge, sei jedoch nicht ganz so einfach umzusetzen, da viele Details zu klären seien. Diese Möglichkeit jedoch, die Geschichte beider Welterbestätten an einem Ort zu vermitteln, solle als Chance begriffen werden und sei sowohl das erklärte Ziel des Stadtvorstands als auch des Domkapitels und ICOMOS.

Für die Umsetzung werde aktuell eine Machbarkeitsstudie vorbereitet, um zu eruieren, welcher Weg gegangen werden könne. Im Rahmen von Voruntersuchungen solle geklärt werden, welche inhaltlichen und räumlichen Bedarfe notwendig seien, welche räumlichen Bedarfe die Stadt und welche das Domkapitel sehe. Darüber hinaus müssten mögliche Standorte geprüft werden, zu denen es unterschiedliche Vorstellungen gebe.

Diese Vorstellungen seien in einem Plan festgehalten, den sie gerne herumgeben könne.

Das Thema „Bespielung, Raumprogramm – Stadt, Dom“ sei sehr weitführend. Seitens der Stadt seien damit folgende Fragen verbunden: Was wolle die Stadt in dem Besucherzentrum abbilden? Welche Zielgruppen wolle sie ansprechen? Welche Vermittlungsangebote würden gerne weitergegeben? Die Stadt wünsche sich dazu einen lebendigen Ort, der in der Mitte der Stadt beheimatet, gut zugänglich und technisch gut ausgerüstet sei und zum Beispiel auch für Schülerinnen und Schüler ein Anlaufzentrum sein könne.

Passende Räumlichkeiten müssten die Möglichkeit bieten, zu verschiedenen Themen – Unesco, Kaiserdom, SchUM-Welterbestätten Speyer, Worms und Mainz – Ausstellungen zu ermöglichen sowie Workshops, Schulungen und Vorträge durchzuführen. Ergänzend könnten Tagungen stattfinden sowie eine kleine Gastronomie in die Überlegungen mit einbezogen werden.

Angesprochen werden sollten darüber hinaus Studierende, Familien und in Forschungseinrichtungen Tätige.

Ziel müsse es sein, die breite Öffentlichkeit, die Touristinnen und Touristen, die jeden Tag nach Speyer kämen, zu erreichen und diese Ströme zu leiten.

Die GDKE sei in dieser Hinsicht ein guter Ansprechpartner. Mit der Direktion arbeite die Stadt zusammen und schaue sich Beispiele an, wie Bamberg, Regensburg oder Bernau.

Auch das Domkapitel sondiere seine Bedarfe. Stadt und Dom befänden sich seit dem Jahr 2020 in einem engen Austausch und sprächen ihre Bedarfe ab. Erste Willensbekundungen habe es gegeben, die nun konkreter würden, das heiße, die Anforderungsprofile würden erstellt, was ein „must have“ und was ein „nice to have“ sei; denn selbstverständlich sei alles vor allem eine Frage der Finanzierung.

Im Raum stehe jetzt die die Frage, welcher Standort geeignet sei. Einer davon sei der Domkiosk, der schon einmal größer geplant gewesen sei, dann die Touristeninformation in der Innenstadt, der Bereich des SchUM-Geländes, zu dem eine leer stehende Wohnung gehöre. All diese Orte seien jedoch zu klein, zudem sei eine Verwirklichung zusammen mit dem Domkapitel gewünscht, weil nun eine einmalige Chance gegeben sei, beide Welterbestätten zu verbinden, und die solle genutzt werden.

Wichtig sei die Anbindung eines solchen Besucherzentrums an beide Welterbestätten. Der erste Blick falle nun einmal auf den Dom, der nächste Blick sollte dann zur zweiten Welterbestätte geleitet werden. Der Domkiosk übernehme aktuell schon einen Teil der Informationsarbeit, nämlich die Beantwortung der Frage, wo der Judenhof zu finden sei.

Wichtig sei, für alle Besuchergruppen einen Zugang sicherzustellen, was in der heutigen Zeit selbstverständlich sein sollte. Die Größenordnung hänge von den Bedarfen ab, die eruiert würden. Diese Entwicklung müsse abgewartet werden. Das Besucherzentrum müsse welterbeerträglich sein, das heiÙe, die Denkmalaspekte müssten berücksichtigt werden.

All diese Herausforderungen gelte es zu meistern. Aktuell befänden sich alle Beteiligten in guten Gesprächen. Die Positionen hätten schon einmal weiter auseinandergelegen, näherten sich aber wieder an; denn auch das Domkapitel habe diese einzigartige Gelegenheit erkannt, die Geschichte beider Welterbestätten in einem Besucherzentrum zusammenzuführen.

**Vors. Abg. Michael Wagner** hebt die Bedeutung der Welterbestätten für Speyer hervor, die gleichermaßen auch für Worms und Mainz gelte. Allen sollte es gleichermaßen am Herzen liegen, möglichst schnell ein solches Besucherzentrum umzusetzen. Selbstverständlich müsse ein solches Projekt bis zum Ende durchdacht werden, die Umsetzung sollte aber so schnell wie möglich erfolgen; denn die mit den Welterbestätten gegebenen Schätze sollten allen Menschen, den Erwachsenen und auch den Kindern, sprich der nächsten Generation, umfassend zugänglich gemacht werden.

**Abg. Marion Schneid** fragt nach, ob mit der Verleihung des Welterbetitels auch finanzielle Zuwendungen verbunden seien, um damit verbundene notwendige weiterführende Schritte in die Praxis umsetzen zu können.

Das die SchUM-Stätte ausmachende Ensemble sei nur durch das kleine Museum zu erreichen. Zu fragen sei, ob angedacht sei, diese Situation zu verändern angesichts zu erwartender steigender Besucherzahlen, und wenn ja, ob die Stadt Speyer dies finanziere oder andere finanzielle Mittel zur Verfügung stünden.

**Monika Kabs** bestätigt, mit dieser Frage beschäftige sich die Stadt aktuell. Es stünden in dem angesprochenen Gebäude im unteren Bereich Räume zur Verfügung, in denen derzeit die Becher-Stiftung residiere und die freigeräumt werden könnten. Eine Vergrößerung des Eingangsbereichs sei angedacht, schon allein, um den Besuchern ein entsprechendes Ambiente bieten zu können.

Die Finanzierung werde sicherlich zu großen Teilen von der Stadt Speyer zu tragen sein, auch wenn ein kleiner Teil von anderer Seite finanziert werde, wie dem SchUM-Verein.

Wenn sich das Domkapitel beteilige, könne es sicherlich ebenfalls einen finanziellen Beitrag leisten, in welcher Höhe jedoch, müsste dann geklärt werden.

Die Frage, ob mit der Verleihung des Titels auch eine finanzielle Zuwendung erfolgt sei, sei zu verneinen. Überreicht worden sei allein die entsprechende Urkunde.

**Abg. Martin Louis Schmidt** erkundigt sich, ob das geplante Besucherzentrum in einem schon bestehenden, vielleicht sogar historischen Gebäude errichtet werden könne oder als Neubau geplant sei.

**Monika Kabs** erklärt, in Speyer gebe es nicht viele Leerstände. Am Judenhof gebe es eine kleine leer stehende Wohnung, die eine Zwischenlösung sein könnte. Beabsichtigt sei jedoch, zusammen mit dem Domkapitel beide Welterbestätten zusammenzubringen. Deshalb gehe die Überlegung dahin, im Bereich des Domkiosks anzusetzen, dort beispielsweise einen zweiten Kubus zu errichten. Ob es per se auf einen Neubau hinauslaufe, könne sie aktuell nicht sagen. Wenn ein vorhandenes Gebäude bespielt werden könne, käme auch eine solche Lösung in Betracht.

Deshalb sei diese Machbarkeitsstudie auf den Weg gebracht worden auf Grundlage der Bedarfe und Wünsche beider Seiten sowie Notwendigkeiten, die auf jeden Fall erfüllt werden müssten.

**Abg. Martin Louis Schmidt** geht davon aus, dass auch in Mainz und Worms entsprechende Dokumentationszentren entstehen sollten. Ihm stelle sich die Frage, inwieweit Absprachen erfolgen sollten oder könnten, dass diesen Zentren eine gewisse Systematik zugrunde liege, also jeweils auch die anderen beiden Welterbestätten mit Berücksichtigung fänden.

**Monika Kabs** entgegnet, dahin gehend habe sie noch keine Gespräche geführt, jedoch sei nicht davon auszugehen, dass Mainz und Worms ignoriert würden. Mainz, Worms und Speyer gehörten in dieser Hinsicht zusammen, sodass ein Besucherzentrum in Speyer die Geschichte aller drei SchUM-Städte berücksichtigen werde.

**Abg. Manuel Liguori** bittet um Auskunft, ob mit dem Welterbetitel konkrete Auflagen verbunden seien, die über die Schritte, die die Stadt ohnehin gedenke einzuleiten, hinausgingen.

**Monika Kabs** hebt hervor, bei diesbezüglichen Besprechungen nicht immer mit dabei zu sein. Sicherlich gebe es Auflagen, wie beispielsweise den Erhalt der SchUM-Stätten. Dieser Erhalt stehe im Vordergrund und würde ihres Erachtens auch jährlich kontrolliert. Diesbezüglich müssten auch noch einige Renovierungen vorgenommen werden. Für derlei Auflagen gebe es bestimmte Zeitschienen, bis wann die Umsetzung erfolgen müsse.

In der gleichen Linie sehe sie die Errichtung eines Besucherzentrums. Ihres Erachtens würde eine Zwischenlösung nicht ewig akzeptiert werden. Die hierfür gegebene Zeitschiene sei ihr jedoch nicht bekannt.

Die Verleihung des Titels stelle eine Verpflichtung dar, dessen sei sich die Stadt bewusst. Es gelte, ein Erbe zu bewahren, gerade auch vor dem Hintergrund der ansteigenden Besucherströme als Ausfluss des zweiten Weltkulturerbetitels. Wenngleich die Zahl der Touristen, die nach Speyer gekommen seien, immer schon hoch gewesen sei, habe sie sich jetzt noch einmal gesteigert.

**Vors. Abg. Michael Wagner** spricht den Punkt der Sicherheit an. An ein solches Projekt würden erhöhte Sicherheitsanforderungen gestellt, was einen entsprechenden Zugang bedinge, das heiße, dieser müsse entsprechend verändert werden. Eventuell bedürfe es einer veränderten Verkehrsführung. Das seien Punkte, die in den Medien zu lesen gewesen seien.



Die Verleihung des Welterbetitels bedeute nicht einfach nur, dieser Titel existiere jetzt, und ansonsten müsse nichts weiter getan werden. Die damit verbundenen Schritte würden erörtert, stellten eine große Herausforderung dar. Als der Präsident des Landtags vor Ort gewesen sei, habe diesbezüglich ein hoher sechsstelliger Betrag im Raum gestanden.

**Monika Kabs** bestätigt die Herausforderung, die mit der Verleihung des Titels verbunden sei. Es solle Barrierefreiheit hergestellt werden, nicht nur für Rollstuhlfahrer, sondern auch für sehbehinderte Menschen. Aktuell befänden sich ganz viele Schritte in der Planung.

**Vors. Abg. Michael Wagner** geht auf die Gebäudepräsentation vor Ort ein. Hinter dem Eingang schließe sich links das Museum an. Rechts befinde sich eine Wohnung, die aktuell leer stehe. Zu hören sei gewesen, diese Räume sollten für das Weltkulturerbe genutzt werden. Im hinteren Bereich sei die Becher-Stiftung untergebracht, die laut den Ausführungen ebenfalls die Räumlichkeiten verlassen wird.

**Monika Kabs** bestätigt dies noch einmal. Problematisch sei noch die Wegeführung. Zu früheren Zeiten seien die Menschen vorne durch den Eingang hineingegangen und hätten gelegentlich das Gelände nach hinten raus verlassen. Die Verleihung des Titels Weltkulturerbe bedeute nun jedoch für die Nachbarn dieser Stätte, dass sie neben einem solchen wohnten, und der Besuch dieser Stätte durch Touristen sei nun einmal mit einem gewissen unvermeidbaren Geräuschpegel verbunden. Hätten die Anwohner bisher sehr ruhig gewohnt, habe sich das nun geändert. Als Reaktion sei ein Leserbrief verfasst bzw. eine Beschwerde an die Oberbürgermeisterin gerichtet worden. Daraufhin seien Gespräche geführt worden. In diesem Bereich gebe es eine Metalltür, die beim Zufallen entsprechende Geräusche verursache. Zudem habe sich manch ein Anwohner über die Jahrzehnte dort quasi einen Vorgarten eingerichtet, durch den nun Menschen liefen.

Zuerst hätten Überlegungen im Raum gestanden, die Besuchergruppen vorne rein und hinten raus zu lassen. Das jedoch sei schwierig. Darüber hinaus müsse das Gelände bis spätestens 21.00 Uhr verlassen werden, während es früher 20.00 Uhr gewesen sei. Eine weitere Überlegung sei deshalb dahin gehend erfolgt, die Wohnung, die zur Straße gehe, als zweiten Ausgang zu nehmen, um im hinteren Bereich mehr Ruhe zu erreichen. Das sei verbunden mit dem Punkt der genannten geänderten Verkehrsführung, dass dort dann vielleicht Schritttempo eingeführt werde.

All diese Überlegungen und Schritte würden derzeit nach und nach erörtert und abgearbeitet.

**Abg. Martin Louis Schmidt** geht auf das Historische Museum ein und erkundigt sich nach geplanten Ausstellungen oder Vorhaben für das Jahr 2024.

**Prof. Dr. Alexander Schubert** legt dar, das Museum versuche, jedes Jahr eine Familien- und Mitmachausstellung und eine kulturgeschichtliche Ausstellung zu präsentieren. Was die Größe angehe, herrsche ein wechselndes Prinzip. Die große Hauptfläche im Erdgeschoss werde der Ausstellung über „50 Jahre Playmobil“ zur Verfügung gestellt, auf der Ausstellungsfläche oben werde die Ausstellung zu Ludwig I. präsentiert. Im Vorfeld werde überlegt, wie viele Besucher die jeweilige Ausstellung anziehe, und entsprechend geplant. Die Ausstellungen zu Playmobil vor zehn und vor 20 Jahren hätten

weit über 200.000 Besucher angezogen, sodass für diese die Hauptfläche genutzt worden sei und auch jetzt genutzt werden solle.

Beide Ausstellungen begännen im Herbst und würden bis in das Jahr 2024 laufen. Für das Jahr 2025 sei als kulturgeschichtliche Ausstellung eine Ausstellung zu Julius Caesar und Kleopatra geplant. Zu der geplanten Familienausstellung könne er aktuell noch nichts sagen, da in der nächsten Woche der Stiftungsrat tage und er dessen Entscheidung nicht vorgreifen wolle.

**Abg. Martin Louis Schmidt** geht auf Pressemeldungen zu den Besucherzahlen ein, laut denen nach Corona viele Einrichtungen, so auch das Historische Museum, erhebliche Einbußen zu verzeichnen haben. Deshalb wolle er nach der aktuellen Situation fragen.

**Prof. Dr. Alexander Schubert** äußert, mit den Nachwirkungen von Corona bezüglich der Besucheranzahl habe das Museum noch zu tun. Im Herbst letzten Jahres sei die Ausstellung zu den Habsburgern eröffnet worden, die bis April gelaufen sei. Diese Ausstellung habe exakt die Hälfte der Besucherzahlen der bisherigen kulturgeschichtlichen Ausstellungen gehabt. Das habe daran gelegen, dass Besuchergruppen bis März gefehlt hätten. Eine solche Ausstellung gruppenweise zu besuchen bedürfe einer entsprechenden Planung mit mindestens drei bis vier Wochen Vorlaufzeit. Im letzten Jahr im August, September sei die Unsicherheit noch so groß gewesen, dass keine entsprechenden Gruppenreisen geplant worden seien.

Das könne ganz genau nachvollzogen werden. Normalerweise lägen bei solchen Ausstellungen Gruppenanmeldungen pro Monat zwischen 150 und 300 vor. Bei der Ausstellung zu den Habsburgern hätten von Oktober bis Februar nie mehr als 30 Gruppen die Ausstellung besucht, ab März seien es dann 180 Gruppen gewesen. Damals seien Einschränkungen wie auch die Maskenpflicht bei der Anreise gefallen, was ein entscheidendes Kriterium gewesen sei.

Dieses Jahr seien schon über 100.000 Besucher gekommen, zum einen zu der Gröffelo- und zum anderen zu der Habsburgerausstellung. Im letzten Jahr habe das Museum für das gesamte Jahr 94.000 Besucher zu verzeichnen gehabt. Jetzt müssten die Besucherzahlen des Herbstes abgewartet werden, um ein endgültiges Fazit ziehen zu können.

**Vors. Abg. Michael Wagner** bedankt sich abschließend bei Bürgermeisterin Monika Kabs für die Teilnahme an der Sitzung, an der sich ein kurzer Rundgang durch das Historische Museum unter Leitung von Direktor Professor Dr. Alexander Schubert anschließe.

**Rundgang durch das Historische Museum der Pfalz Speyer mit Direktor Professor Dr. Alexander Schubert**

**Prof. Dr. Alexander Schubert** führt die Ausschussmitglieder durch das Museum und erläutert die zuvor von ihm geschilderten dringend notwendigen Sanierungsarbeiten.

**Vors. Abg. Michael Wagner** bedankt sich am Ende der Führung für die Möglichkeit der Sitzungsdurchführung vor Ort und die Erläuterungen zur aktuellen Situation des Historischen Museums und schließt die Sitzung.

**gez. Claudia Berkhan**  
**Protokollführerin**

**Anlage**

## **Anlage**

### **In der Anwesenheitsliste eingetragene Abgeordnete**

Kropfreiter, Markus	SPD
Lewentz, Roger	SPD
Liguori, Manuel	SPD
Reuber, Dr. Matthias	CDU
Schneid, Marion	CDU
Wagner, Michael	CDU
Winkler, Josef Philip	BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN
Schmidt, Martin Louis	AfD
Drumm, Dr. Herbert	FREIE WÄHLER

### **Für die Landesregierung**

Rhiemeier, Dorothée	Stellv. Abteilungsleiterin im Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration
---------------------	---

### **Landtagsverwaltung**

Sprenger, Kai	Regierungsamtmann
Berkhan, Claudia	Regierungsdirektorin im Sten. Dienst des Landtags (Protokollführerin)